

Franz Rechsteiner ist Herr über die grösste Schweizer Kuhherde : Sammelleidenschaft, Heimatverbundenheit und Kindheitserinnerungen

Autor(en): **Mettler, Louis**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **276 (1997)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-377009>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Franz Rechsteiner ist Herr über die grösste Schweizer Kuhherde

LOUIS METTLER



Sammelleidenschaft, Heimatverbundenheit und Kindheitserinnerungen

Vor bald dreissig Jahren habe er einmal eine alte, ziemlich lädierte und verwitterte Holzkuh erhalten, sagt Franz Rechsteiner und stellt diese seine erste Kuh auf den Stubentisch. Sie ist abgegriffen. Wohl tausend und mehr Male wurde sie von Kinderhänden über den Boden geschoben, in den Spielzeugstall gestellt, gemolken und gefüttert. Dem wohl hundertfünfzig Jahre alten Tier

sind von den Beinen nur Stummel geblieben. Kopf und Körper sehen mitgenommen aus und der Schwanz ist ausgerissen. Da und dort hat der Holzwurm seine Spuren hinterlassen.

«Ein anderer hätte sie vielleicht weggeworfen», sagt Franz Rechsteiner. Er aber habe beim Darüberstreichen mit den Fingern ein gewisses Etwas gespürt, habe sich in die eigentümliche

Schönheit der Schnitzerei ver-guckt – und statt dankend abgelehnt zum Portemonnaie gegriffen. Dass dies der Anfang der grössten, wohl aber auch einer der schönsten und profiliertesten Sammlungen geschnitzter und anderer Kühe werden sollte, wusste er damals noch nicht. Auch nicht, dass er dereinst Hirt über mehr als tausend Kühe sein würde. Ob er es ahnte? Jedenfalls

begann hier eine grosse Leidenschaft, die weniger mit Leiden, als mit freudvoller Erregung zu tun hatte und hat.

Invasion der Kühe

Weit über tausend Tiere aus allen Gegenden und vielerlei Materialien haben sich in Vitrinen, auf Gesimsen und Regalen des Rechsteinerschen Wohnhauses in Appenzell angesammelt. Dass dies möglich wurde, dazu trug auch Ehefrau Theres bei. Sie duldet die «Invasion der Kühe» nicht nur still, sondern trug auch aktiv zum Wachsen der Herde bei, die sich in Wohnstube, Küche, Schlafzimmer und Hausgang einstellte.

Als passionierte Flohmärktlerin weiss sie um das «Kribbeln im Bauch», das einem beim Anblick eines schönen Stücks überkommt. Selber hat sie eine wunderschöne Sammlung von «Zöndhölzlistee» oder «Fidibus» (Kombination von Aschenbecher und Zündholzständer, meist aus Porzellan, aber auch aus Metall). Und ihre Sammlung alten Christbaumschmucks ist wohl eine der schönsten weit herum. Was Wunder, dass es nie eine Frage war, was sie ihrem Mann zum Geburtstag oder anderen Anlässen als Geschenk mitbringen sollte. Auch als er krankheitshalber nach St.Gallen ins Spital musste, trug die Gattin in der Handtasche – frischerworden und wohlverpackt – das mit, was zur Gesundung eines in Kühe vernarrten Sammlers am

ehesten beiträgt: eine kleine, wunderschön gearbeitete Kuh.

Ursprüngliche «Beechüe»

Wohl die urtümlichsten und einfachsten, aber deshalb nicht minder bestaunenswerten Tiere im Stall sind die «Beechüe», jene primitiv-urtümlichen Spielzeuge aus früheren Bauernstuben, meist von Vätern aus dem letztjährigen Christbaum geschnitzt. Die Äste wurden zu Hörnern und Beinen, zwei Nägelchen wurden zu Augen und bei den besonders schönen gab's noch eine Schelle oder Glocke um den hölzernen Hals. Einst als «Armeleutespielzeug» geringgeschätzt,



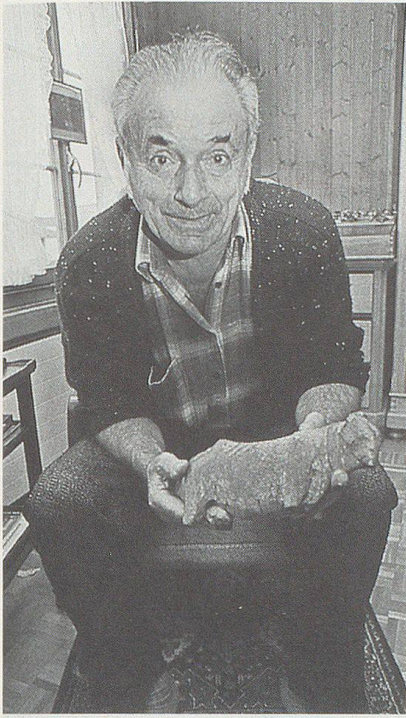
Theres Rechsteiner im Gespräch mit Kunden, die sich für einen antiken Schrank interessieren.

erleben Beechüe eine eigentliche Renaissance. Ein – etwas trauriges – Indiz dafür: die lebensgrossen Beechüe vor dem Appenzeller Volkskundemuseum in Stein, geschaffen von Willi Künzler, wurden mehr als einmal entwendet. Beechüe sind es aber auch, die zu Franz Rechsteiners Erinnerungen ans eigene «Gvätterlen» in der Kindheit gehören und vielleicht mit dazu beitrugen, dass seine Sammelleidenschaft erwachte.

Jede Kuh eine Geschichte

«Es sind die einfachen Tiere, die ich besonders liebe», sagt Rechsteiner, «und einige sauspinnige sind auch darunter.» Allen Kühen gemeinsam ist wohl, dass sie «zerspielt», gebraucht und ab und zu auch nicht mehr heil sind. Von Beginn an war dies ein Kriterium fürs Zusammentragen der Stücke. Schön, so die Auffassung des Sammlers, werden die Spielzeuge eigentlich erst durchs Spielen. Erst recht schön sind sie, wenn sie eine Beinprothese aus Holz oder aus einem Nagel tragen: der Vater hat's geflickt.

Dass, was heute seinen materiellen Wert gesteigert hat, einst nicht in Vitrinen hinter Glas, sondern in Kinderhänden lag, fasziniert ihn. Neue, unbenutzte Tiere finden sich zwar auch in der Sammlung – aber nur wenige. Sie stammen aus Ankäufen, mit denen Rechsteiner Schnitzer zur Nutzung ihres brachliegenden Talents ermuntern wollte. Er erinnert sich an einen Sonntag,



Eine lädierte, «zerspielte» Holzkuh entfachte vor dreissig Jahren die Sammeleidenschaft: «Ein anderer hätte sie weggeworfen».

als er zum Bahnhofkiosk ging: «Da kam ein Welscher, kaufte ein Päckli Zigaretten, und zog aus dem Rucksack einige geschnitzte Kühe. Auf französisch fragte er den Kioskbesitzer, ob er interessiert wäre, solche Kühe von ihm zu verkaufen. Er schnitzte sie in seiner Freizeit und komme aus dem Greyerzerland. Die Verständigung war schwierig, und der Kioskbesitzer zeigte sich an den «welschen Kühen» nicht interessiert. Aber ich!» Und so kam Franz Rechsteiner statt mit der Schokolade, die er hatte holen wollen, mit einer kleinen Herde «vaches en miniature» heim. Gut erinnert er sich auch noch an einen sehr betagten Mann, der

seine «Prachtskühe» nicht mit ins nötig gewordene Pflegeheim bringen konnte. «Er bot mir seine Kühe zu treuen Händen an, mit der Bedingung, sie nie zu verkaufen.» Ein bisschen wie Weihnachten sei es gewesen, als er die Stücke nach Hause trug. Sie hätten einen Ehrenplatz in der Sammlung – verkauft würden sie sicher nie.

Handschrift des Schöpfers

Die Stücke stammen von überall her: meist zwar aus dem Appenzellerland oder Toggenburg, aber auch aus dem Jura, aus Spanien oder Deutschland. Die Verschiedenheit der Schnitzer lässt sich beim Durchforsten der Sammlung ablesen: die einen Kühe halten den Kopf geradeaus, andere schauen zur Seite. Einige scheinen stillzustehen, wieder andere zu gehen. Manche sind bemalt, andere rohbelassen. Einige Gesichter blicken traurig, während wieder andere vor Lebensfreude strotzen. Die einen stehen auf Rädern, andere sind mit Kuhhaut, Leder oder Fell überzogen oder mit Sägemehl bestäubt und dann bemalt. Aber auch Stücke aus Porzellan, Zinn oder Eisenblech finden sich darunter.

Beim «Fototermin» tragen wir einige grosse Stücke nach draussen, wo sie in der löwenzahnverzierten Wiese so recht zur Geltung kommen. Ein besonders schweres massiv hölzernes Stück fällt mir auf. Es ist ein kunstvoll geschnitzter Ochse, bis ins Detail stimmig, so dass man beim Dar-

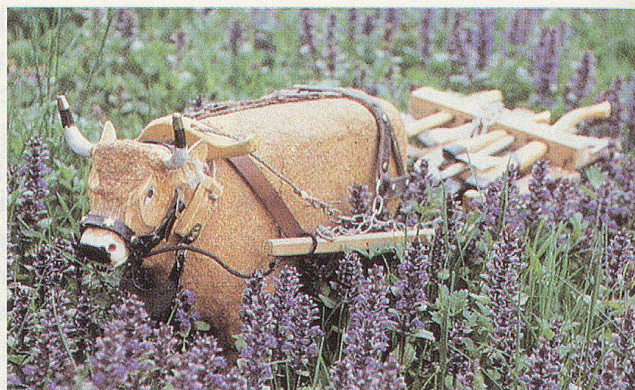
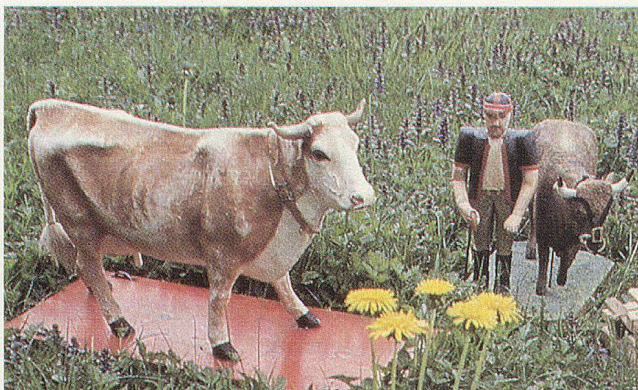
überstreichen mit der Hand das Fell zu spüren glaubt. «Der stand jahrelang in einer Metzgerei, knütschgelb. Ich habe wieder und wieder gefragt, jahrelang, bis ich ihn schliesslich dem Metzger abkaufen konnte. Zuhause laugten wir Schicht um Schicht der Ölfarbe ab, bis dieses wundervolle Stück zum Vorschein kam.»

Nebenan im Gras steht eine ebenso grosse braune Kuh aus Papiermaché. Ihr Rücken entpuppt sich als abnehmbarer Deckel. «Eine Bonbonniere», erklärt Franz Rechsteiner. Einst habe sie im Schaufenster der Confiserie Sprüngli in Zürich gestanden. Daneben plazieren wir einen Muni, vom Bauern am Seil geführt, bis ins Detail ein Prachtsstück in Schnitzerei und dezenter Farbgebung. Schmunzeln lassen die Muttersau, die auf Knopfdruck gleich sieben Junge wirft oder jene lederüberzogene Kartonkuh, die laut muht, dreht man ihren Kopf zur Seite.

In die Kategorie «Kleinod bis Edelkitsch» fallen schliesslich jene Stücke, die als Milchkrüglein, Zündholzhalter, Manschettenknöpfe oder Schmuckanhänger Kühe darstellen. Sie stehen nicht im Zentrum der Sammlung, sind aber oft lieb gemeinte Geschenke und runden die «Herde» humorvoll ab.

Alpaufzüge

Wer ans Appenzellerland denkt, denkt an Alpaufzüge, in denen die Kühe eine Hauptrolle spie-



Wenn die gesammelten Kühe für den Fototermin ausgelassen werden, kommen die Rechsteiners mit ins Schwärmen.



Mit einigen Lieblingsstücken auf dem Bänkli im Garten.



Vitrinen in allen Räumen des Hauses laden zum Verweilen.



Die Schreinerwerkstatt, Franz Rechsteiners Arbeitsplatz . . .

len. Deren fünfzehn oder mehr sind es inzwischen, die der Antikschreiner in drei Jahrzehnten zusammengetragen hat. Die Hersteller reichen von unbekanntem Schnitzern bis zu grossen Namen wie etwa einem Konrad Zülle.

Beim Betrachten denkt man unweigerlich an den Bauern, der in den Wintermonaten mit dem blossen Sackmesser daran Stunden um Stunden geschnitzt hat, beim Lampenschein in der kachelofengewärmten Stube. So schön, fein und perfekt wurden diese Kolonnen von Einzelstücken, dass sie sich bald einmal nicht mehr als Spielzeug eigneten, sondern aufs Wandbrett kamen, eine nach der anderen, aber immer in der gleichen Reihenfolge:

Zuvorderst die Geissen mit

Buebe und Määtle, dann ein Senn in der gelben, beinengen ledernen Kniehose, begleitet vom Jungbauern mit fünfzehn oder zwanzig Kühen, einigen Sauen und nachher, geführt vom zweiten Senn, ein bulliger Stier. Den Schluss bildet das Pferdegespann mit dem mit Milch- und Käsegeschirr vollbepackten Lediwagen. Zur gelben Kniehose gehört die rote, farbenfroh bestickte Jacke und das blumengeschmückte «Fladehüetli». Über der Schulter hängt der weissgeküferte Fahr- oder Melkeimer mit kunstvoll bemaltem Bödeli. Zu Kränzen geschlungene Blumen tragen die Leitkühe auf ihren Hörnern – dazu die glänzenden, sie fast zu Boden drückenden Zugschellen, die auf der Alp gegen kleinere ausgetauscht werden. Fehlen darf natürlich auch nicht der

Bläss, treuer Gefährte und Hütehelfer der Sennen.

Vom Coiffeurgeld erspart

Wer Kuh um Kuh betrachtet, Geschichte um Geschichte gehört und die Kostbarkeiten in Händen gehabt hat, könnte zur Annahme kommen, hier habe ein «schwerreicher Appenzeller» sein Vermögen angelegt. – Weit gefehlt. Oft genug hatten die Rechsteiners über die vergangenen dreissig Jahre Grund zu sparen, und so seien denn viele der Neuerwerbungen vom Wirtschafts- oder Coiffeurgeld abgspart. Das Geld mache keinen Sammler, weiss der einstige Vorarbeiter einer Spielzeugfabrik, der sein Brot als Antikschreiner und Restaurator verdiente. So mancher Schnitzer oder Besitzer gab sein liebes



. . . ist eine veritable Fundgrube.

Stück zudem in die sachkundige Obhut der Rechsteiners, in die Gesellschaft der anderen schönen Kühe der Sammlung und in die Gewissheit, dass hier kein gewinnstüchtiger Händler am Werke sei. Das haben auch die Besucher der vielen Ausstellungen überall in der Schweiz erfahren, in denen Teile der Sammlung zu sehen waren. Und neben Zeitungs- und Zeitschriftenreportern nutzte auch das Schweizer Fernsehen den Rechsteinerschen Garten schon als Drehort für die nicht lebendigen, aber deshalb nicht leblosen Tiere.

Ein eigenes Museum?

Seit vielen Jahren erhalten Theres und Franz Rechsteiner von überall auf der Welt Ansichtskarten von Freunden und Bekannten. Statt schöner Strände oder Hotels findet sich ein anderes Motiv auf den Grüssen: ... erraten!

Seine Sammlung dereinst in einem Museum oder an einem ständigen Ausstellungsort öffentlich zu machen, ist einer der Wünsche für die Zukunft. Dass dies einmal zustandekommt, ist den Rechsteiners und vor allem ihren Kühen zu wünschen. Dass Franz Rechsteiner selber kleinste Kühe schnitzt und malt, dass er alles, was über Appenzell geschrieben und abgebildet wird, minutiös sammelt, oder dass seine Sammlung über Bundesrat Arnold Koller Ordner füllt oder dass ... – Doch das wären lauter neue, abendfüllende Geschichten.

Letzte Ruhestätte für Haustiere

Vor 30 Jahren begann in den USA der Boom der Tierfriedhöfe. Zuerst waren es Filmstars, die ihren geliebten Hunden und Katzen eine letzte Ruhestätte bauen liessen – mit entsprechendem Medienecho, das den überlebenden Zweibeinern wohl durchaus nicht unwillkommen war. Mit der Zeit setzte sich die Sitte, bepelzte und gefiederte Lieblinge unter einem Gedenkstein zu bestatten, in weiteren Kreisen durch. «Das Begraben von Haustieren macht durchaus Sinn», erklärt dazu Psychologe Robert Kastenbaum aus Phoenix in Arizona, «denn eine Gedenkstätte erleichtert den hinterbliebenen Menschen die Trauerarbeit.» In manchen Fällen sei nämlich der Verlust eines Tieres, das lange Jahre intensiv am Tagesgeschehen teilgenommen hat, ein eigentlicher Schock. Freilich stehen der Anlage neuer Tierfriedhöfe in Amerika heute etliche Hindernisse entgegen: Der Raum ist teuer geworden, und es gibt zahlreiche Auflagen seitens der Planungsbehörden. Um solchen Hindernissen zu begegnen, hat Tierarzt Wendell Morse aus South Bend in Indiana Kurse für effizientes Tierfriedhof-Management ins Leben gerufen. Organisiert werden sie durch die Interna-

tionale Vereinigung für Tierfriedhöfe, deren Präsident Wendell Morse ist.

Franz Auf der Maur

Luxus macht krank

Das Leben der Naturvölker ist zwar manchmal gefährlich und entbehrungsreich, aber eben doch gesund. Weil sie nur Naturprodukte essen und sich viel bewegen, kennen sie praktisch keine Zivilisationsschäden wie Übergewicht oder Zuckerkrankheit. Wird jedoch die naturnahe Lebensweise aufgegeben, stellen sich innert kurzer Zeit die Übel auch bei ihnen ein. So haben Eskimos das Hundegespann mit dem Motorschlitten vertauscht und essen Konserven. In der Folge ist bei ihnen die Zahl der Diabetiker in den letzten 30 Jahren auf das Fünfzehnfache angestiegen. Bei den Indianern Nordamerikas lässt sich die gleiche Entwicklung beobachten. Um 1940 war bei den Rothäuten Zuckerkrankheit kaum bekannt – heute, um das krasseste Beispiel zu nennen, sind 34 Prozent aller Pima-Indianer in Arizona Diabetiker. Tröstlich immerhin: Wenn sie zur traditionellen Lebensweise zurückkehren, so hat ein Versuch mit Ureinwohnern Australiens gezeigt, verschwinden die Zivilisationskrankheiten bald wieder.

Franz Auf der Maur